

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Von 1906 bis 1926 in der deutschen Südwest-Ecke**

**Gugelmeier, Erwin**

**Karlsruhe, [ca.1939]**

Die Alten

[urn:nbn:de:bsz:31-324231](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324231)

## Die Alten.

Die Generation aus der Zeit vor der Gründung des Bismarckschen Reiches war längst ins Grab gesunken, als ich im November 1906 als junger Bürgermeister die Leitung der Hauptstadt des Markgräflerlandes, der schön gelegenen Stadt Lörrach, übernahm.

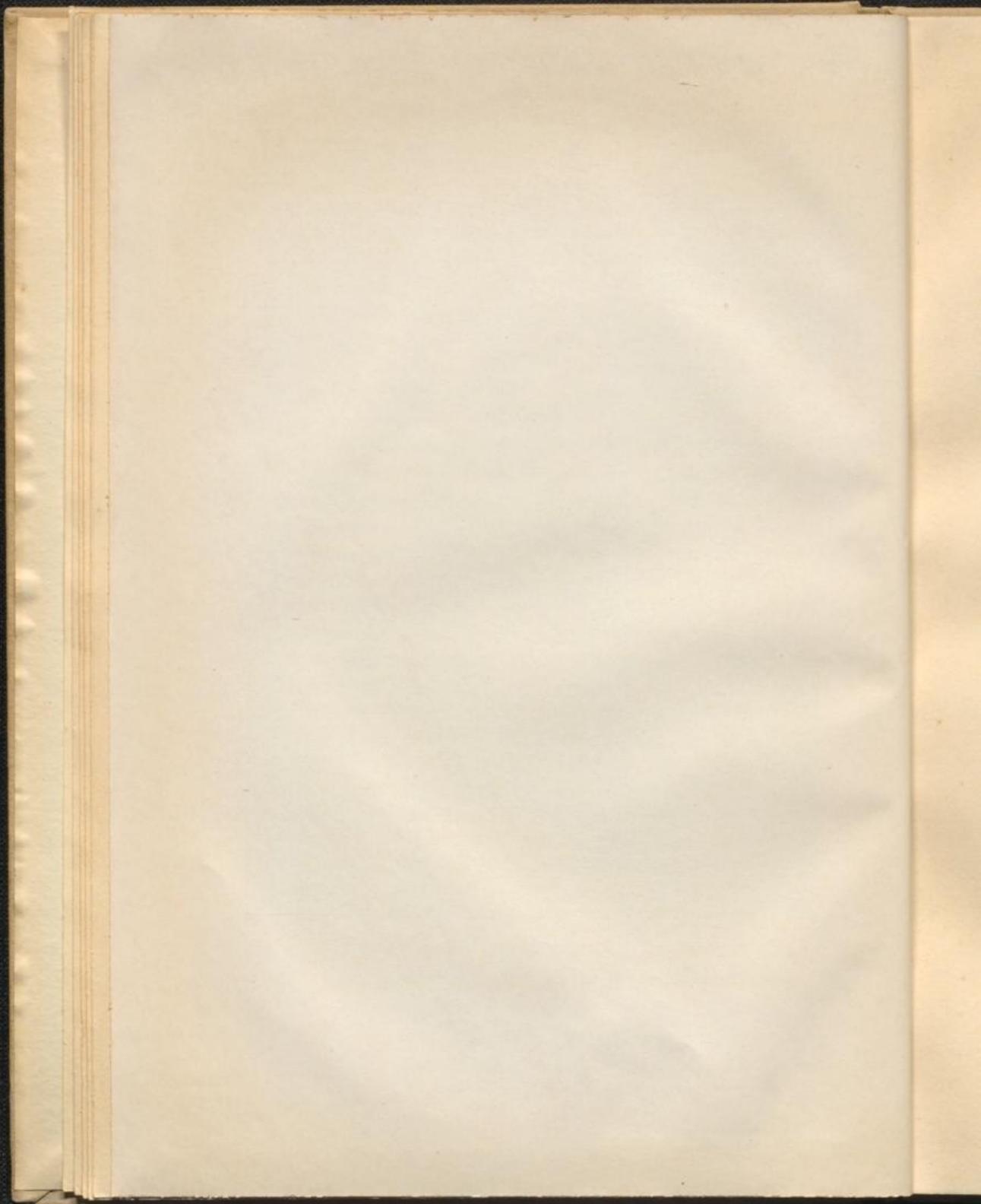
Aber die Männer, deren heißes, unvergeßliches Jugenderlebnis die Reichsgründung von 1871 war und die glühenden Herzens den unaufhaltsamen Machtzuwachs des Reiches miterlebt hatten, waren noch da: die Generation unserer Eltern! Noch haftete ihnen etwas von der Kleinbürgerlichen und patriarchalischen Auffassung an, die für die vorbismarcksche Zeitspanne kennzeichnend gewesen ist. Aber die Außenpolitik des Reiches, die Kolonien, der Welthandel, die technischen Erfindungen und besonders die stürmische Entwicklung des Verkehrs hatten doch schon einen tiefer gehenden Wandel in ihren Anschauungen bewirkt. Dafür aber klappten tiefe Risse zwischen Bürgertum und Arbeiterklasse. Die sozialen und andere Probleme, deren Lösung der damaligen Zeit nicht gelang, kündigten an, daß im Innern die Säulen von Staat und Gesellschaft nicht so standsicher waren, wie es einen bedünken wollte, was sich dann schmerzvoll genug im Weltkrieg zeigte.

Von den „Alten“ verdienen viele als ehrenhafte und charakterfeste Männer hervorgehoben zu werden. Zu ihnen gehört der Gemeinderat Philipp Östreicher, der mich als Vertreter des erkrankten Bürgermeisters Grether empfing, als ich in Sturm und Regen in Lörrach einzog. Er war ein großer und ruhiger Mann, voll Güte und mit der inneren Seiterkeit eines abgeklärten, erfahrenen Menschen. Neben seinem Kohlenhandel hatte er bis vor kurzem in seinem kleinen Kontor die Geschäfte eines Vertreters der Reichsbank für Lörrach und Umgebung besorgt — so eng war damals noch der Tätigkeitskreis der Reichsbank an der wirtschaftlich so bedeutsamen südwestlichen Grenze. Dann allerdings hatte sich die Reichsbank ein eigenes, großes Gebäude erbaut. Dem so entlasteten Philipp Östreicher wurden nun städtische Geschäfte anvertraut. Er hatte sich besonders die Pflege des Waldes vorbehalten und war städtischer Waldmeister geworden. Und er blieb es bis zu seinem Tode.

Mit unerschütterlicher Ruhe verfolgte Östreicher das Ziel, den städtischen Waldbesitz zu erweitern und die vielen Privatwaldungen allmählich für die Stadt anzukaufen. Es war früher der Stolz der Eingefessenen gewesen, ein Stückchen Wald zu besitzen, Brennholz selber zu schlagen und sich der wachsenden Bäume zu freuen. Der Waldwirtschaft bekam diese Regelung weniger gut, denn Waldpflege verlangt vor allem Einheitlichkeit. Ein nutzbringender Wald läßt sich nur durch geregelte Forstwirtschaft erzielen. Die Überführung des Waldes in den Besitz der Allgemeinheit schien aus wirtschaftlichen wie sozialen Gründen geboten. Östreicher war ganz der Mann, dieses Ziel zäh und bedachtsam zu verfolgen. Ihm in erster Linie ist es zu verdanken, wenn der schöne Wald hinter dem Hünerberg zum Hochwald wurde. Wie ein Kranz



Denkmal für die Gefallenen der Stadt Lörrach.  
Ein Werk von Professor Adolf Strübe, Berlin.



zieht er sich in üppiger Fülle bis nach Stetten hin und ist heute Besitztum aller Bürger.

Östreicher war kein Freund vielen Redens. Man erzählte sich, daß er öfters mit einem Freund den ganzen Abend zusammensaß, kaum etwas sprach und dann mit den Worten aufstand, das sei einmal ein schöner Abend gewesen! Der Kamerad hatte nämlich desgleichen schweigend und sinnend seinen Wein getrunken. Doch kam es auch vor, daß Philipp Östreicher, wenn er einen Abend lang ganz still geblieben war, gute Freunde in seine kleine Wohnung an der Basler Straße mitnahm. Dort holte er ein oder mehrere Krüglein Wein aus dem Keller. Und plötzlich taute er auf, lachte und erzählte, und schließlich kam die große Begeisterung, die in ihm schlummerte, in hellen Flammen zum Ausbruch: Bismarck, Deutschland, Heimat — das Höchste, was er kannte, das ihn erfaßte und begeisterte!

Es war immer eine Art von Fest, wenn zur Holzversteigerung geladen war. Schön aufgeschichtet saßen die Holzbeigen im Homburg, im Fürstenbad und wie die Gewanne sonst heißen. Schon Wochen vorher hatten die Kauflustigen sich die Klafter angesehen, ihren Wert abgeschätzt und sich überlegt, auf welche Lose sie steigern wollten. Dann, meist lag leichter Schnee, zog man an einem Wintermorgen hinaus: Bürgermeister, Waldmeister, Waldhüter, Stadtrechner und Bieter. Vor jedem Holzstoß wurde haltgemacht, ausgeboten, gesteigert, zugeschlagen. Sah Östreicher, daß ein armer Mann bot, so schlug er schnell zu, damit man jenen nicht überbieten sollte. Im übrigen aber gebot das Interesse der Stadt — und auch der Wille der Bieter, die das Bieten wie eine Art aufreizendes Glücksspiel betrachteten —, daß möglichst hoch geboten wurde. Um die Mittagszeit fand man sich dann an irgendeinem schönen Fleck im Walde zusammen, wohin der „Schlüssel“,

„Ochsen“- oder „Wechli“-Wirt ein Fuhrwerk mit allerlei Eß- und Trinkbarem beordert hatte. Da gab es warme Würstchen und köstliche Schüfeli und einen sauberen Wein. Um ein lustig knisterndes Feuer herumsitzend, erzählte man sich Geschichten von früheren Holzversteigerungen. Langsam fing einer ein Lied an, und die Stimmung wurde immer heiterer. Das war der Augenblick, in dem Philipp Östreicher wieder ans Versteigern ging. Die Hölzer, die vorher nicht recht gehen wollten, kamen nun zu einem erstaunlich hohen Preis an den Mann. Wenn es Abend geworden war, zog die ganze Gesellschaft in die Stadt und kehrte im „Sirschen“ ein, um zu Abend zu essen. Die Steigerungslisten wurden geprüft und addiert, und das Geld (das beim Steigern gleich zu bezahlen war) wurde vom Stadtrechner nachgezählt. Wenn alles stimmte, konnte man sich ungehindert dem Wein und der Fröhlichkeit hingeben. Das waren dann meist Stunden, in denen alle, ob reich oder arm, fühlten, daß sie zusammengehörten. Man sang miteinander und scherzte heiter drauflos — und Östreicher saß mittendrin und freute sich.

Der Stadtrechner Vortisch, auch einer von den Stillen, taute dann auch ein wenig auf. Er gehörte ganz in die Reihe der „Alten“: Gediegen, unbedingt ehrlich und zuverlässig, wohlwollend gegen Arme, streng gegen schlechte Zahler, war er das Ideal des Kassenbeamten für eine Stadt. Das Ausfüllen von Formularen, das richtige Behandeln der Aus- und Eingänge allein genügt nicht für diesen Posten. Ein rechter Stadtrechner, Ratschreiber oder sonstiger städtischer Beamter muß sich mit der Stadt selbst eins fühlen, immer im Gefühl handeln, daß er kein starrer Bürokrat sein darf, daß es die Stadt selbst ist, die durch ihn handelt. Vortisch war von diesem Geist erfüllt. Er mußte sparsam leben mit seinem geringen Gehalt und seinem Häuflein Kinder. Der eine seiner

Söhne, ein besonders begabter, war Lehrer geworden. Er zog ins Feld und gab mit vielen, vielen anderen sein Leben für die Heimat, deren Zauber er als Knabe und Jüngling jeden Sonntag verspüren durfte. Denn Vater und Mutter Vortisch verbrachten die freien Tage mit ihren Kindern oft in der Städtischen Pflanzschule im Zomburg, wo Platz zum Spielen war und ein paar Rosen in einem grünen Rasenbeete blühten. Das war ein schönes und billiges Sonntagsvergnügen und sicher gesünder als manches andere sogenannte Vergnügen.

Ja, der Lörracher Wald! Er ist wirklich etwas Besonderes auf der Höhe über dem Friedhof, hinter den Steinbrüchen an der Rheinfelder Straße und am Adelhäuser Sträßchen. Diesen Wald hatte auch Bürgermeister Grether besonders ins Herz geschlossen. Fast 30 Jahre lang hatte er die Geschäfte der Stadt geführt. Fürwahr, er darf bei der Erwähnung der „Alten“ nicht fehlen!

Als ich ihn zum erstenmal sah, Herbst 1906, war seine hohe Gestalt noch ungebeugt. Aber der Atem, der stoßweise aus der Brust kam, ließ ihn kaum zu zusammenhängender Rede kommen. Er empfing mich im „Sirschen“. Dort sollte ich zum erstenmal, von ihm und einigen Stadträten empfangen, in Lörrach zu Mittag essen. Ein weißes seidenes Tuch um den Hals geschlungen, die Augen fest und gerade auf mich gerichtet, gab Bürgermeister Grether mir bewegt die Hand, als er mir „guten Einstand“ wünschte.

Es mag etwa 1907 gewesen sein, als Grether den Vorsitz im Kreisauschuß übernahm. Dieses Ehrenamt behielt er dann bis zu seinem Tode (1910). Manchmal habe ich ihn in seinem Haus an der Basler Straße besucht. Es war einsam um ihn geworden. Die Kinder waren erwachsen. Seine Frau war gestorben. So war er doppelt froh, noch ein paar Jahre

als Kreisvorsitzer einen Tätigkeitskreis gefunden zu haben. Grether verdankt die Stadt u. a. die schönen Brunnen, für die er eine besondere Vorliebe hatte. Er hatte die Freude daran aus den Schweizer Städten von seiner Wanderschaft mitgebracht. Nach dem Krieg von 1870 war er als Bierbrauer ausgezogen, die Welt zu sehen. Davon erzählte er gerne. Auch der Marktbrunnen geht auf Grether zurück. Er ist, wie andere, aus dem schönen weißen Jurastein von der Gegend um Solothurn angefertigt.

Als der Altbürgermeister sein Ende herankommen fühlte, ließ er zwei Pferde anspannen und fuhr die Adelhäuser Straße hinauf. Mühsam, an beiden Seiten gestützt, stieg er dort aus, ging ein paar Schritte in den Wald und blieb eine kurze Zeit unter den Bäumen mit der Seele des Waldes ganz allein. Dann ließ er sich in den Wagen bringen und fuhr nach Hause. Einige Tage nachher starb er. Wir haben seine Leiche in der Stadtkirche aufgebahrt und ihn von dort aus feierlich auf den Friedhof gebracht.

Kasch hintereinander gingen die Repräsentanten einer Epoche dahin: Dekan Göchstätter z. B., der geschickte Verwaltungsmann, der den Kreis viele Jahre lang geleitet hatte, gab sein Amt in die Hand Grethers, der es nur kurze Zeit behielt. Der hervorstechendste Vertreter jener Zeit, der Reichstagsabgeordnete Markus Pflüger, lag schon, als ich nach Lörrach kam, schwer krank darnieder und verschied, ehe ich ihn kennenlernte. Da seine politischen Ideen damals maßgebend für viele waren, sei ein kurzes Wort über die Auffassungen jener Zeit, die uns heute schon wie mittelalterliche Reminiszenzen vorkommen, angefügt.

Denn wenn man sich mit der deutschen Parteigeschichte der Vorkriegszeit beschäftigt, ergeht es einem nicht viel anders, als wenn man in der Geschichte der Partikularstaaten sich

umfieht: Eine verwirrende Fülle von Ideen, Bestrebungen, Auffassungen, Schwachzügen und Irrtümern, und allzu oft ein bedauerlicher Mangel an Wollen zum Planen und Handeln. Dabei muß man sich von der Suggestion der Parteibezeichnungen frei machen, hinter denen oft andere Strömungen lebendig waren, als man vermutet.

Die Markgräfler, in ihrer Mehrheit evangelisch, kleinbäuerlich, von alter Kultur und Tradition, den politischen Gedanken der benachbarten Schweiz nahe, waren immer gut deutsch gesinnt, lieben aber eine gewisse freie Art; voll Stolz auf ihre schöne Heimat fühlen sie stark ihre alemannische Eigenart in Sprache und Sitte. Soweit der Einfluß der Konfessionellen Zentrumspartei nicht reichte und soweit sie nicht marxistisch war, folgte die Bevölkerung größtenteils den Gedanken der besonderen Mischung politischer Ideen, die man den badischen Liberalismus nannte. Indessen waren dabei die Spannungen sehr stark: weltanschaulich und wirtschaftlich von Manchesterleuten und Freidenkern bis zu Schutzzöllnern und Orthodoxen, politisch von demokratischen Achtundvierzigern bis zu absoluten Monarchisten. Verschiedene Spaltungen folgten daraus. Anfangs der achtziger Jahre versagte ein Teil Bismarck die Gefolgschaft bei seiner Schutzzoll-, Wirtschafts- und Sozialpolitik, und darunter war auch Pflüger. Die eigentliche Markgraffschaft, das Bauernland, blieb dagegen der Bismarckschen Politik treu, und so ergab sich ein politischer Riß, der mit der Zeit immer stärker wurde. Aus der politischen Gegnerschaft entstand persönliche, und Streit und Hader mancher Art. Nun schied in Markus Pflüger mit dem prominenten Vertreter auch die Persönlichkeit aus dem Leben, der viele Gefolgschaft geleistet hatten. Die alte Zeit versank, und eine neue zog herauf.

Recht eindringlich wurde das Hinsinken der Generation

von 1870, als Großherzog Friedrich I. heimging. Er wurde allseitig geliebt und verehrt. Seine Leiche ward im offenen Eisenbahnwagen von der Insel Mainau nach Karlsruhe gebracht. Diese letzte Fahrt vom Bodensee bis zum Karlsruher Mausoleum schloß jene Zeit wehmütig und würdig zugleich ab.

Auch durch Lörrach kam der Zug. In einem offenen Wagen ruhte der mit Blumen geschmückte Sarg. Vier hohe Offiziere an seiner Seite. Der Zug fuhr langsam durch die Stadt, die die Häuser längs der Bahnhofstraße mit schwarzem Tuch ausgeschlagen hatte. Den langen Weg vom Bahnhof bis zur Abzweigung nach Weil säumte die trauererfüllte Einwohnerschaft in feierlichem Schweigen. Jeder empfand es: Mit diesem Toten versank eine glorreiche Epoche deutscher Geschichte! Was wird die neue Zeit bringen?

Großherzogin Luise überlebte ihren Gemahl um eine Reihe von Jahren. Sie erlebte noch den Krieg. Den Niedergang des Hauses Hohenzollern zu erleben, blieb ihr nicht erspart. Die Fürstin war die echte Tochter ihres Vaters, des „alten“ Kaisers. Ihr Pflichtgefühl, die rasche Auffassungsgabe und ihr fluges Urteil waren bewundernswert. Wiederholt hatte ich der Großherzogin in der Kriegszeit zu berichten über die Nahrungsmittelversorgung, Aufgaben und Sorgen des Roten Kreuzes u. dgl. Wer ihr nahekam, gewann den unbedingten Eindruck, einer bedeutenden Frau gegenüberzustehen! Stark fühlte sie den Riß zwischen Hof und schaffendem Volk. Was sie vermochte, diesen Riß zu schließen, das versuchte sie. Durch soziale Einrichtungen gelang ihr da und dort eine Überbrückung. Die Einrichtung von Haushaltsschulen im ganzen Lande z. B. war ihr Werk. Allein, die Zeit der Fürsten war vorbei. Der Krieg schuf die neue bindende Klammer der blutgetränkten Kameradschaft, aus der dann das Genie Adolf Hitlers die deutsche Volksgemeinschaft schmiedete.